

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 21 (1935)
Heft: 22

Artikel: "Kinder von Stand"
Autor: Würth, C.E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-540669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

junger Mann, in der nächsten Stunde repetieren wir zwar den Friedensvertrag, du aber wirst noch ein Extraturnen über Marignano beibekommen." — Der Professor imponierte uns.

Was soll man aber dazu sagen, wenn der Mathematiklehrer den Strafaufsatz verhängt: „Der Schulpark ist kein Spielplatz"? Und dazu den Deutschlehrer auffordert, die Niederschrift abzufordern und zu kontrollieren? Solcher Unsinn kommt nämlich vor. Ich würde sagen: „Herr Kollege von der Mathematik, es tut mir leid, Strafaufsatz kennt man hierzulande nicht mehr. Ich möchte Ihnen ausserdem den Rat geben, bleiben Sie bei Ihrer Disziplin, und wenn Sie strafen müssen, so lassen Sie meinetwegen Rechnungen lösen; aber verunehren Sie uns nicht den Deutschunterricht. Es könnte uns Deutschlehrern nämlich leicht einfallen, den

Spiess umzukehren und Strafrechnen zu diktieren." — Das würde ich sagen, und ich würde es auch ausführen.

Ueberhaupt, diese Strafschreibereien! Würde man es für möglich halten in unserer so gefeierten Schulherrlichkeit, dass in einer vierten Gymnasialklasse noch die Strafe verhängt werden kann: „Schreib fünfzigmal: ‚Ich bin ein schlechter Schüler?‘" Wenn ich Vater dieses Schülers gewesen wäre, er hätte mir schreiben müssen: „Sie sind eine schlechte Lehrerin". Auch fünfzigmal, und unterschrieben meinerseits.

Es gibt keine Entschuldigung für solche Missgriffe; denn sie können mit einem Schlag und leicht aus der Welt geschafft werden: Wenn wir dem Strafaufsatz den Gar aus machen, aber gründlich!

Olten.

Eduard Fischer.

Eltern und Schule

„Kinder von Stand"

Es gibt „Kinder von Stand", die sich durch Bescheidenheit in ihren Lebensansprüchen und durch Promptheit und Exaktheit in der Pflichterfüllung geradezu auszeichnen. Die einsichtigen Eltern derselben sagen sich: „Wir haben zwar ein schönes Vermögen. Aber es wurde zum Teil von uns selbst und zum Teil von unsern Vorfahren unter vielen Mühen und Anstrengungen zusammengetragen; es geziemt sich also, dass weder wir selbst noch unsere Kinder dasselbe im Leichtsinne verschwenden. Zudem: Ein Blick auf die schwankenden Zahlen der Börsenberichte zeigt uns deutlich genug, dass auch ‚grosse Haufen‘ leicht zusammenschmelzen und dass beträchtliche Guthaben leicht einfrieren können. So mögen es denn unsere Kinder zwar gut, aber doch nicht ‚zu gut‘ haben." Auf Grund derartiger Erwägungen sorgen vernünftige Eltern dafür, dass ihre Kinder weder in der Schule noch sonstwo in

der Gesellschaft durch Extravaganzen, die einzig im Besitztum von Vater und Mutter begründet wären, auffallen. Im Gegenteil: Sie müssen sich überall auf eine Art und Weise betragen, die auch dem armen, aber reinlichen und fleissigen Kinde die Konkurrenz gestattet. Niemals dürfen diese reichen Kinder ein „armes Kind" aus ihrer Gesellschaft ausschliessen, „nur weil es arm ist". Jedes Prahlen mit dem Geld der Eltern ist von Haus aus verpönt. Ist ein kleiner Schulausflug, so gibt man ihnen mit Absicht zur Selbstverköstigung nur das mit, was auch die Eltern armer Kinder ihren Kleinen mitgeben können. Ist ein grosser Schulausflug, so haben sie sich ausdrücklich mit dem zu begnügen, was an Speise und Trank offiziell an alle verabreicht wird. Die ordentlichen Pflichten der Kirche, der Schule und das Hausreglement eines Institutes müssen durchaus beobachtet

werden. Man bezahlt nicht mehr als andere, verlangt aber auch nicht mehr.

Wird eine Ausgabe zur Spezialausbildung der Kinder aufs Budget genommen, so muss diese von denselben mit ausdauerndem Fleiss und mit handgreiflichen Leistungen verdankt werden. Wo diese Anerkennung des elterlichen Opfergeistes ausbleibt, da wird mit eiserner Konsequenz nicht nur die einschlägige Ausgabe sistiert, sondern auch noch der Strafverzicht auf ein sonst selbstverständliches Standesvergnügen diktiert. Endlich wird sowohl der Knabe als auch das Mädchen regelmässig zu kleinen Dienstleistungen in der Küche, im Garten etc. angehalten. Damit wird erreicht, dass die Kleinen auch das Wohl und das Wehe der Handarbeit achten lernen und später nicht als Tyrannen ihrer engern und weitem Umgebung unverständige und ungerechte Befehle ausgeben . . . und einmal selbst in leitenden Stellungen schon darum versagen, weil ihnen jedwelche Fachkenntnis in dem, was ihre Untergebenen zu tun haben, abgeht. Mit einem Wort: Solche Kinder werden — trotzdem sie „von Stand“ sind — auf den kommenden Lebenskampf vorbereitet. Sie werden ihn auch bestehen. Das Geld ihrer Eltern wird ihnen nicht zum Verhängnis, sondern zum Segen. Aber auch die Allgemeinheit zieht Nutzen aus dieser Wohlhabenheit. Sie erhält Bürger und Bürgerinnen, die nicht nur der Oeffentlichkeit in keiner Weise zur Last fallen, sondern auch ihren eigenen Posten wirklich ausfüllen und der Gemeinschaft als leuchtende Beispiele vorstehen. Sind sie doch Erziehungsfrüchte wirklich kultivierten Besitzes, ob sie nun finanziell direkt unabhängigen Kreisen oder dem „gesunden Mittelstand“ entstammen.

Es gibt aber auch „Kinder von Stand“, die zu bedauern sind. Ihre Eltern (oder Grosseltern) verstanden zwar die Kunst des wirtschaftlichen Emporkommens, nicht aber auch jene eines wirklich kulturschaffenden Nutzniessens dessen, was sie sich verdienten. Von den „guten“ Ratschlägen ihrer Freunde hiezu angeleitet, sagen sie sich eines schönen Tages, dass sie ihren Besitz doch auch in Genuss verwandeln sollten. Und nun landen sie — ziemlich plötzlich — bei jener bekannten Art einer erkünstelten Zivilisation, die zwar einen „Salon“ hat,

sich aber in demselben nicht zu bewegen versteht. Was immer man „in bessern Häusern“ gesehen, das wird nun — mehr oder weniger glücklich — nachgemacht. Und nun fühlt man auf einmal, dass man nun eben auch „von Stand“ ist. Man fühlt's zwar nicht gerade mit innerer Sicherheit, wohl aber mit um so grösserer äusserer Festigkeit. Man ist nun überall mit dabei, wo etwas geht. Gewisse Unbehaglichkeiten, welche das erste Auftreten im ungewohnten Milieu mit sich bringt, lassen sich ja leicht überwinden, wenn man Geld hat. Handelt es sich doch in erster Linie um einen geeigneten Anschluss . . . um den Kontakt, der ja keinem Goldvöglein versagt wird. „Wie aber die Alten sangen, so zwitschern die Jungen.“ Mit derselben innern Hilflosigkeit wie ihre Eltern, aber auch mit doppelt starker Unterstreichung der Tatsache, dass man's ja hat, verlangen nun die Kinder vom Leben alles das, was sie für sich als „standesgemäss“ betrachten. Nicht ohne gewisse Sorgen, aber ohne Einsicht, wie es besser gemacht werden könnte, überlassen Vater und Mutter die Initiative ihren Kindern, „die es doch besser haben sollen, als wir es einst gehabt haben“. Die Buben und Mädchen ihrerseits erzählen nun ihren Eltern von diesem und jenem, was sich andere „Kinder von Stand“ mit dem Geld ihrer Eltern alles leisten können: extra schöne Kleider, diese und jene Spezialverköstigungen, lehrreiche Bücher und Zeitschriften aller Art, interessante Spiele, „wertvolle (?) Anschlüsse“ an weiss Gott wie viele Vereine und Klubs und Privatstunden heute auf diesem und morgen auf jenem Instrument. Und siehe da: überall dürfen sie dabei sein, überall mitmachen und von allem verkosten . . . und werden gleichwohl weder zufrieden noch tüchtig. Warum nur? Nun: aus dem einfachen Grunde, weil sie ja an all der „Kultur“, an der sie, dank der überdurchschnittlichen Finanzkraft ihrer Eltern teilhaben dürfen, nur etwas nippen, aber nichts mit Energie und Ausdauer zu Ende führen. Sobald eben irgendein Unternehmen eine unerwartete Kraftanstrengung fordert, so bekommen diese wirklich bedauernswerten Jungen und Mädels den Verleider. Urplötzlich verlassen sie den Ast, auf dem sie gerade sitzen . . . und hüpfen auf einen andern, scheinbar leichter zu besteigenden

Zweig menschlichen Tuns und Nichttuns, bis schliesslich auch des Hüpfens einmal ein Ende wird und man mit Schrecken wahrnimmt, dass diese Kinder, trotz aller Opfer, die man für sie gebracht hat, nichts anderes als echte Sorgenkinder geworden sind. Dies aber nicht nur etwa insofern, als sie nirgends vorwärts zu kommen vermögen, sondern auch deshalb, weil sie auf keinem Gebiete ans eigentliche Handanlegen gewöhnt wurden und darum selbst für eine primitive Arbeit nicht mehr taugen.

So wurde denn das Besitztum der Eltern in seiner unglücklichen Verwendung aus einem möglichen Kulturfaktor zu einem eigentlichen Kulturzerstörer, zum grausamen Diktator einer genussüchtigen Jugend.

Man sieht das Werden verfehlter Schicksale je länger je häufiger, auch in unsern Reihen, und sogar in Familien, deren erwachsene Glieder in den verschiedenen Körperschaften und Wohlfahrtsinstitutionen der „Katholischen

Aktion“ führend sind. Dürfen wir dem Werden solcher Verhältnisse tatenlos zuschauen? Niemals. Am besten wäre es wohl, wenn wohlhabende Eltern, die sich ihren Kindern tatsächlich nicht mehr gewachsen fühlen, dieselben bei Zeiten auf zwei bis drei Jahre einem strammeren Milieu, wo möglich im kleinen Kreise, zur individuellen, aber auch zielfesten Erziehung übergeben würden. Eine Tausender-Note, zur rechten Zeit verwendet, kann vielleicht für später die Ausgabe von Zehn- und Zwanzigtausendern ersparen.

So traurig die soeben erwähnten Tatsachen auch sind, so haben sie doch auch eine trostvolle Seite für Jugendliche aus armen und ärmsten Kreise, welche die Bescheidenheit ihrer Verhältnisse zur Sammlung all ihrer Kräfte auf ein einziges Ziel nötigt, das sie dann aber auch um so eher erreichen werden.

St. Peterzell.

C. E. Würth.

Lehrerin und weibliche Erziehung

Aus der Schulchronik einer Lehrschwester

Verzagtheit war unserer Seniorin ein unbekanntes Gefühl. Der Sinnspruch Jean Pauls: „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen,“ war ihr aus dem Herzen geschrieben. Als im Winter 1924 ihre Schülerzahl auf 86 stieg, schrieb sie voll Schaffenslust und Zuversicht ins Tagebuch:

„Frohsinn, der du in dem Schülerkreise
Mut und Freude weckst in schöner Weise,
Weiche nie aus des Erziehers Brust!
Fördre Tätigkeit und Tugendlust.“

Und ein andermal spricht sie sich zu:
„Am heitern Sinn, Erzieher, halte fest!
Den Kopf, das Herz und auch die Hand erziehe!
Vergiss das Wort der Anerkennung nicht.
Vollzug der Strafe schieb ein wenig auf.
Mach leicht das Lernen, mach es nicht zum Spiel.
Beredter Lehrer macht die Schüler stumm.“

Vor Schablone und Pedanterie sollte sie das Wort Reinicks bewahren:

„Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen.

So wie Gott sie uns gab, so muss man sie haben und lieben. Sie erziehen auf's Beste.

Der eine hat die, der andere andere Gaben.“

Die Liebe lehrt die Jugend Selbsterkenntnis und Selbstverleugnung. Sie wird nie müde, die Kinder anzuleiten, alle ihre Handlungen unter die Herrschaft der Vernunft und des göttlichen Willens zu beugen; denn:

„Wer nicht gelernt in jungen Tagen
Zu seinen Wünschen nein zu sagen,
Und seinen Willen stets bejaht,
Der ist sich selbst der schlimmste Feind,
Der fällt sich an mit Wort und Tat,
Und bringt sich um, bevor er's meint.“

Fr. W. Weber.

Die Liebe erbarmt sich des fehlenden Kindes.

„Komm entgegen dem Kind, soll's einen Fehler gesteh'n, dass es Vertrauen gewinne! Härte verschliesst ihm den Mund.“

Aus der Liebe erblüht die hohe